



George Fox, 1835, Gründer der Quäker
Abbildung gemeinfrei - Quelle: Library of Congress
<https://www.loc.gov/item/2003670321/>

Es ist Sonntag, 15. Dezember 2019, dritter Advent. Die Weihnachtszeit ist die einzige Zeit im Jahr, in der ich ungern zum Gottesdienst gehe. Das liegt an meiner Erziehung. Wir hatten kein Fernsehen. Mit sechs habe ich meinen ersten Film gesehen, im großen Provinz kino in Bad Ems mit meinen Eltern: Das Evangelium Matthäus von Pasolini. Seitdem ist Jesus für mich der Mann mit den stechenden Augen aus dem Pasolini-Film, der den Menschen mit der Vollmacht des Messias ins Gewissen redet. Das Kind in der Krippe ist mir fremd geblieben. Deshalb will ich an diesem Sonntag etwas anderes machen: Ich werde zu einer Andacht der Quäker in Frankfurt fahren. Die Quäker lehnen Gewalt ab. Sie suchen Gott in der tätigen Hilfe für ihre Mitmenschen. Das Spektrum ist breit: Auch wenn viele vom Christentum herkommen, gibt es neben evangelikalen und liberalen auch buddhistische Quäker.



Vor kurzem haben Filomena und ich im Fernsehen „High Noon“ (12 Uhr mittags) von Fred Zinnemann angeschaut, den zweiten Film, der mir aus früher Kindheit in Erinnerung ist. Grace Kelly spielt darin eine Quäkerin, die Kane (Gary Cooper),

den Sheriff des Ortes, an seinem letzten Arbeitstag heiratet. Mitten in die Hochzeitszeremonie platzt die Botschaft, dass der Verbrecher Frank Miller auf dem Weg in die Stadt ist, um sich an Kane zu rächen, dem Mann, der ihn ins Gefängnis gebracht hat. Einerseits aus Pflichtgefühl, andererseits aus der sicheren Einschätzung, dass der Konflikt unvermeidlich ist („wir hätten nie Ruhe“), will Kane sich Frank und seinen drei Komplizen stellen. Franks Zug kommt um 12 Uhr mittags. Bis dahin versucht Kane Helfer zu finden. Er geht in die Kirche und fragt, wer mit ihm kommen will. Es folgt ein großes Palaver: „Hätte man damals auf mich gehört, hätten wir heute diese Probleme nicht“, sagt ein älterer Herr. Am Ende geht Kane so allein zurück wie er gekommen ist. Immer wieder erklingt die sanfte, melancholische Melodie aus der ersten Szene. „Do not forsake me, oh my darling.“ Kanes Frau will gemäß ihrem Glauben als Quäkerin, der sie zu absoluter Gewaltfreiheit verpflichtet, sofort abreisen, bleibt aber dann da. Beim finalen Schusswechsel tötet sie aus einem Fenster heraus einen Gangster und rettet ihrem Mann das Leben. In der letzten Szene wirft Kane den Bewohnern des Ortes, die voller scheinheiliger Begeisterung aus ihren Löchern gekrochen sind, seinen Sheriffstern in den Staub vor ihre Füße und fährt mit seiner Frau davon.

In Deutschland treffen sich die Quäker, um zu schweigen. Eine Stunde lang werden wir in einem Gemeindehaus auf einer Bank nebeneinandersitzen und nichts sagen. Wir werden in uns hinein hören und versuchen zu verstehen, was Gott uns sagen will. 60 Minuten

lang. Früher dauerte Fiebermessen 10 Minuten. Das kam mir damals sehr lang vor. Eine Quäkerandacht ist genau so lang wie sechs Mal Fieber messen. Ich weiß beim besten Willen nicht: Werde ich das schaffen? Bislang hat Gott immer im Schlaf zu mir gesprochen oder in dem Dämmerzustand kurz vor dem Aufwachen. Auf diese Weise bringt er mein Tagesgeschäft nicht durcheinander. Ich habe ein kleines Ingenieurbüro, das immer wieder ums Überleben kämpfen muss. Es ist schön, dass er mich da in Ruhe lässt.

Aber der Sonntag ist sein Tag. Da will ich ihm entgegenkommen. Ich frühstücke nicht. Gestern haben wir den 50. Geburtstag eines Freundes aus unserer Gemeinde gefeiert. Das Buffet war sehr reichhaltig, und ich habe viel zu viel gegessen. Um 9:15 schwinde ich mich auf mein Fahrrad und nehme Kurs auf Frankfurt. Ich bin schon öfter mit dem Fahrrad nach Frankfurt gefahren und weiß aus Erfahrung: Bei zügiger Fahrt bin ich in genau 90 Minuten am Mainufer. Von da habe ich noch 15 Minuten bis zum Beginn der Andacht um elf Uhr in der Leerbachstraße nördlich der Alten Oper. Das ist zu schaffen. Kräftig trete ich in die Pedale. Es geht gut voran. Zwischen Wixhausen und Egelsbach fahre ich über das erste Teilstück des neuen Fahrradschnellwegs zwischen Darmstadt und Frankfurt. Ab Langen nehme ich den Weg an der B3 entlang. Das geht am schnellsten. Nach einer Stunde bin ich am Ortsausgang von Neu-Isenburg. Eine Straßenbahn in Richtung Frankfurt steht abfahrtsbereit an der Endhaltestelle. Ich bin gut in der Zeit, also fahre ich weiter.

Kurz danach fängt es an ziemlich stark zu regnen. Mitten im Frankfurter Stadtwald werde ich vom üblichen Weg umgeleitet. Die Umleitungsbeschilderung ist miserabel, die Brille beschlagen, der Untergrund feucht und glitschig. Ich orientiere mich mehr durch Instinkt als durch Überlegung. Irgendwann komme ich am Bahnhof Frankfurt-Louisa an.

Über einen schmalen Weg voller Laub geht es parallel zur Bahn weiter Richtung Frankfurt bis zur Mörfelder Landstraße. Ich habe Zeit verloren, aber nicht zu viel. Um den Kreuzungsbereich zwischen Holbeinstraße, Kennedyallee und Gartenstraße zu überqueren, muss man als Radfahrer eine Stafette von drei Ampeln überqueren. Obwohl wenig Verkehr ist, dauert es bei der ersten Kreuzung zwei Minuten, bis die Ampel grün wird. An der zweiten Ampel stehe ich genau so lang. Ein Pärchen kommt und drückt den kleinen Knopf eines Bedarfsmelders, den ich übersehen hatte. Eine weitere Minute vergeht. Wenn ich jetzt nicht losfahre, komme ich zu spät und störe die Andacht. Die Ampel steht immer noch auf Rot und ich fahre über die Kreuzung. Um Punkt 10:45 bin ich am Mainufer. Auf dem Holbeinsteg humpelt eine junge Frau mit einer Krücke auf mich zu. Möchte sie Geld? Ich bin in Eile; ich fahre weiter. In der Taunusanlage vor dem Opernplatz weicht eine Fußgängerin einer großen Pfütze aus genau in mein Fahrrad hinein und bringt mich kurz zum Anhalten. Wenige Minuten später stehe ich vor der Tür der Katharinenkirche in der Leerbachstraße 18. Es ist 10:57. Unter dem Anorak dampft meine Haut vor Anstrengung.

Die Straße ist ausgestorben. Ich betätige zwei Klingelknöpfe, aber es tut sich nichts. Es ist niemand da. Die plötzliche Ruhe nach der schnellen Fahrt lässt mich frösteln. Ich fahre noch einmal um den Block, schaue in den benachbarten Hinterhof, aber es ist alles still. Ich bin etwas ratlos. Ich muss wohl ohne Andacht wieder zurück. In Neu-Isenburg bin ich an mehreren einladend aussehenden Bäckereien vorbeigefahren. Vielleicht mache ich da halt und frühstücke. Mit dieser angenehmen Aussicht fahre ich langsam durch die Taunusanlage zum Main, umrahmt von den Hochhäusern der Frankfurter Skyline. Die Embleme der Banken sind ganz oben angebracht, mit Zurückhaltung, aber deutlich. Wuchtig überragen die Geldhäuser die unscheinbar kauenden Gotteshäuser. Architektur spiegelt die wahren Verhältnisse. Mit starrem Blick kommen mir drei Touristen entgegen. Jeder trägt ein Smartphone vor sich her und einen Stöpsel im Ohr. Sie sehen aus, als wären sie ferngesteuert. Im kurzen Zickzack erreiche ich den Holbeinsteg über den Main.

Dort sehe ich die junge Frau wieder. Jetzt verstehe ich: Sie bittet mich an. Ich beginne mit ihr zu reden. Die Verständigung ist mühsam. So viel verstehe ich: Sie kommt aus Moldawien, bittet hier und schläft nachts in der U-Bahn. Vor kurzem habe ich einen gut recherchierten Bericht über rumänische Bettler in der Zeitung gelesen. Dort wurde der weit verbreiteten Darstellung widersprochen, dass diese Bettler ausschließlich Mitglieder von Banden seien, die von ihren Chefs abkassiert würden. Die Leute kennen sich zwar, sind oft aus den gleichen Dörfern, wo es keine Verdienstmöglichkeiten gibt. Das erbetelte Geld bringen sie nach Hause, um sich und ihre Verwandtschaft zu ernähren. Wie ist die junge Bettlerin einzuordnen? Ihr Operationsgebiet ist nicht schlecht. Gegenüber liegt das berühmte Städel-Museum mit vielen gut verdienenden Besuchern. Ich könnte ihr einen Euro geben und weiterfahren. Ein Euro als Almosen, das sind dreißig Cent mehr als einmal Pinkeln auf einer Autobahnraststätte. Das ist mir zu billig. *„Sie brauchen einen Plan“* sage ich. *„Einen Plan für ihr Leben. Wissen sie was ein Plan ist?“* Ich hole meinen Stadtplan von Frankfurt heraus, den ich bei mir habe. Er ist aus dem Jahre 1980. Die Brücke, auf der wir stehen, der Holbeinsteg, ist darauf noch nicht eingezeichnet. Ich zeige auf das zerfledderte Stück Papier: *„Das ist ein Plan. So einen Plan – für ihr Leben. Das brauchen sie.“* Die junge Frau sieht mich fragend an. Sie hat keine Ahnung, was der ältere bärtige Mann mit dem Fahrradhelm, dem roten Anorak, der dunkelblauen Regen hose, dem total verdreckten silberfarbenen Fahrrad, dem ausgebleichten Rucksack und dem zerknitterten Stadtplan von ihr will. So kommen wir nicht weiter. *„Deutsch nur bisschen“* sagt sie und hält Daumen und Zeigefinger so, dass dazwischen nur ein kleiner Abstand liegt. *„Können sie keine andere Sprache?“* Sie legt den Kopf etwas schief und sagt: *„Italienisch“*. Wunderbar! Italienisch kann ich zwar längst nicht so gut wie Portugiesisch, die Muttersprache meiner Frau, aber ich war schon öfter zu Inbetriebnahmen in Italien. Ich mag die Italiener, und ich mag ihre Sprache. Sie erzählt mir ihre Geschichte:

Sie heißt Monica G. und ist 27 Jahre alt. Mit ihren Eltern und ihrer Schwester ist sie als kleines Mädchen von Moldawi-

en nach Italien ausgewandert. Der Vater arbeitete als Landarbeiter auf Tomatenfeldern in Sizilien. Der Patron hat ihn um seinen Lohn betrogen. Dann hatte er einen Infarkt und kann seitdem nicht mehr arbeiten. Die Mutter ist gesund. Die Schwester ist von ihrem Mann, einem Albaner, mit drei kleinen Kindern sitzen gelassen worden. *„Sie weint viel“*, sagt Monica. *„Die Kinder gehen in die Schule“*, versichert sie mir. Die ganze Familie wohnt in Neapel. Die Miete kostet 350 Euro. Monica kann ihren Namen schreiben aber nicht viel mehr. Sie fährt nach Deutschland, um zu betteln, für die Miete, für Medikamente für den Vater, für Sachen zum Anziehen für ihre Nichten. *„Morgen muss ich wieder Geld schicken.“* sagt sie.

„Sie brauchen ein Plan für ihr Leben“ greife ich meine Idee von vorher wieder auf. *„Vielleicht hilft Gott“* sagt sie. *„Was hat Gott mit Monica für einen Plan?“* Vielleicht war es Gottes Plan, mich bei diesem unangenehmen Dezemberwetter mit dem Fahrrad nach Frankfurt zu scheuchen, um dieser jungen Frau zu helfen. Aber wie soll ich das anstellen? Mitten in meine Ratlosigkeit höre ich Gott sagen: *„Wenn du vor einem technischen Problem stehst, fällt dir doch auch immer etwas ein. Streng dich an. Wenn du gar nicht weiter weißt, werde ich dir einen Tipp geben, wie ich das sonst auch immer tue. Du kennst mich doch!“* – *„Aber heute ist doch Sonntag“* antworte ich. *„Genau!“* sagt Gott.

Monica wird noch bis Donnerstag oder Freitag betteln, vielleicht noch länger, bis sie genug Soldi zusammen hat und fährt dann mit dem Bus nach Hause nach Neapel. Das entspricht in etwa dem Muster, das in dem Zeitungsartikel beschrieben wurde. Auf einen Zettel schreibe ich Monica meine Adresse und meine Telefonnummer. Ihre Zukunft ist in Italien, denn für Deutschland hat sie keine Arbeitserlaubnis. Eigentlich wäre es am besten, wenn die Familie nach Moldawien zurückkehren würde. Aber Moldawien ist ein vergessenes Land; derzeit ohne geostrategische Bedeutung. Da kommt es dem Westen auf die Menschen, die dort leben, nicht an. Wie im Mittelalter wird es regiert von einem Potentaten, der die wirtschaftliche und politische Macht in einer Hand vereint. Eine Rückkehr dorthin wäre für Monica keine gute Option. Sie holt ihr Smartphone

heraus und ruft meine Handy-Nummer an. Mein altes Nokia-Handy, das ich vor sieben Jahren von meinem Schwiegervater geerbt habe, klingelt. Jetzt habe ich auch Monicas Nummer. Ich verspreche, mich um Anlaufstationen für sie in Italien zu kümmern und gebe ich ihr zum Abschied einen Fünf-Euro-Schein. Im Moment ist Betteln ihr Geschäftsmodell. Es ist das einzige was sie hat. Solange niemand mit einer besseren Alternative um die Ecke kommt, wird sie dabei bleiben.

Um zwölf trete ich den Heimweg an und fahre den Ziegelhüttenweg entlang, meine übliche Route Richtung Darmstadt. Irgendwann stoße ich wieder auf die Umleitung und erkenne diesmal auch den Grund: Eine kleine Bahnbrücke ist gesperrt. Mühsam nehme ich diverse Umwege und fahre durch Wohngebiete in Neu-Isenburg abseits der Hauptstraße. So verpasse ich die Bäckereien. Am Ortsausgang von Sprendlingen fahre ich an einer verfallenen, einst stattlichen Villa vorbei. Ein Sattelschlepper steht davor. Die Villa wird saniert. „Wohnen mit Charakter“ verspricht ein großes Werbebanner. Meine Beine tun mir weh, ich bin völlig außer Form. Schwerfällig und langsam drücken meine Beine die Pedale durch. Ein kräftiger Wind bläst mir ins Gesicht. Kurz vor Langen sehe ich eine Bushaltestelle. Erschöpft setze ich mich auf einen von zwei blau lackierten Sitzen neben einem großen Plakat. Je weniger Sitzplätze, desto größer die Plakatfläche, desto größer die Werbeeinnahmen. Ich schaue nach rechts auf das blaue Plakat neben mir: Darauf steht: „Holiday on Ice. Supernova. Journey to the Stars. Festhalle Frankfurt 7.1- 13.1.2020“. Das ist wichtig, wichtiger als Komfort für die Fahrgäste. Ich schaue nach vorn. Von der anderen Seite der Straße springt mir ein weißes Plakat ins Auge. Das Restaurant „Himmel und Erde“ bewirbt sein Angebot: „Ab dem 1. November 2019: Ganze Gans für 4 Personen. Nur 89,- €.“ Ich nehme einen Schluck aus meiner Wasserflasche. Ein junges Mädchen steuert die Bushaltestelle an. Ihre Augen sind starr auf ihr Smartphone gerichtet. Langsam erhebe ich mich und werfe meinen Rucksack wieder auf den Rücken. Die kurze Pause hat mir gutgetan. Schwerfällig fahre ich durch Langen und von dort in Richtung Darmstadt. Wenn ich nach Hau-

se komme, werde ich mir ein Ei kochen und zwei getoastete Scheiben Brot mit Käse essen, das weiß ich jetzt ganz genau.

Um viertel nach zwei bin ich endlich zu Hause. Ich habe 45 Minuten länger gebraucht als auf dem Hinweg. Ich befreie mich von meinen vor Dreck starrenden Klamotten, nehme das verspätete Frühstück zu mir und erzähle Filomena von meinen Erlebnissen. Abends sind wir zu einem Geburtstag eingeladen. Damaris, die Gastgeberin und ihr Mann, Garrelt, gehen jeden Sonntag in den Gottesdienst der Justizvollzugsanstalt Eberstadt, die bei ihnen in der Nähe liegt und tragen zur Gestaltung bei. Einmal haben wir sie begleitet. Bis wir den Gottesdienstraum erreicht hatten, mussten viele Türen auf- und geschlossen werden. Zumindest kam mir das so vor. Mir ist damals die Atmosphäre ungeheuer aufs Gemüt geschlagen. Garrelt erzählte mir, dass dort auch Leute einsitzen, die mehrfach beim Schwarzfahren erwischt worden sind und die Strafe nicht bezahlt haben. Als ich nach einer Stunde wieder aus dem Gefängnis herauskam, dachte ich, ich wäre in einem anderen Land gewesen. Aber heute feiern wir den Geburtstag von Damaris, es gibt sehr leckeres vegetarisches Essen, wir singen Weihnachtslieder und Garrelt spielt wunderschön Klezmer-Musik auf der Klarinette. Morgen werde ich mich um Monica kümmern.

Montag, 16.12. Die letzte Woche vor Weihnachten hat begonnen. Zwischen den Jahren will ich bei einem Kunden in der Produktion eine komplett rund-erneuerte Software testen. Und noch eine Baustelle gibt es: Etwas stimmt mit einem Batteriesatz von unserem elektrisch betriebenen Testfahrzeug nicht. Aber jetzt brauche ich erst mal eine Lösung für Monica. Ich kenne zwei Missionare der Deutschen Missionsgesellschaft, die in Italien Gemeinde bauen, eine davon am Gardasee, die andere in der Toskana. Das ist weit weg von Neapel. In Frankfurt gibt es eine katholische italienische Gemeinde. Auf ihrer Homepage finde ich die Adresse von Georg F., einem verheirateten Pastoralassistenten in Bad Homburg. Ich schicke ihm eine Mail und schildere Monicas Lage. Am Nachmittag repariere ich den Batteriesatz unseres Testfahrzeugs. Das Leben geht weiter.

Am nächsten Morgen ruft mich Monica an. Sie sagt, sie braucht Geld, erzählt etwas von 350 Euro. Die Zahl kenne ich schon. Ich sage ihr, ich wäre gerade dabei, eine Adressliste für sie zusammen zu stellen. Spätestens am Donnerstag würde ich nach Frankfurt kommen und ihr diese Liste geben und einhundert Euro dazu tun. Aber das ist ihr nicht genug. „*Per favore!*“ Vor kurzem habe ich einen Fernsehbericht gesehen, in dem es um Wohltätigkeit im Islam und im Judentum ging. Bei den Moslems rechnet der Imam den Gläubigen aus, was sie zu geben haben. „Es ist ein Verhältnis auf Augenhöhe“ sagt der Imam. Augenhöhe heißt, dass der Empfänger verhandeln kann. Im Judentum ist es ähnlich. Moslems und Juden brauchen gute Werke, um vor Gott bestehen zu können. Die, die Hilfe brauchen, sind keine Bettler, sondern Schnorrer. Der Reiche ist durch Gottes Güte reich geworden, weniger durch eigene Leistung. Deswegen hat der Schnorrer auch ein Recht auf Teilhabe am Besitz des Reichen. Beide wissen das, der Reiche und der Arme. Diese Einstellung findet Niederschlag in unzähligen jüdischen Witzen über das Schnorren, wie z. B. in folgendem Witz aus Salcia Landmanns berühmter Sammlung: „Ein Schnorrer darf sich jeden Monat bei einem reichen Mitbewohner einen Gulden abholen. Als er wieder einmal hinkommt, will ihn die Köchin fortschicken mit der Bitte: Stört ihn nicht, er feiert gerade die Hochzeit seiner Tochter. Schnorrer empört: Ich soll ohne meinen Gulden weggehen. Auf meine Kosten will er die Tochter verheiraten?“ (*Salcia Landmann: Der jüdische Witz, S. 259, Walter-Verlag, Olten 1962*).

Erst die christliche Barmherzigkeit erzeugt den Abstand zwischen dem Wohltäter, der gibt und dem Bettler, der nimmt. Der barmherzige Samariter hilft dem, der unter die Räuber gefallen ist, mit allen Möglichkeiten, die ihm zur Verfügung stehen. Der christliche Samariter erklärt dem Opfer erst einmal, dass es seine Schuld ist, allein die gefährliche Straße entlang gelaufen zu sein. Trotzdem wird der christliche Samariter so gütig sein, ihm zu helfen, wenn das Opfer sich ihm und seiner Großherzigkeit unterwirft. Aber: Einen guten Ratschlag anzunehmen oder einen erfolgreichen Weg zu kopieren, ist nicht ehrenrührig, sondern pragmatisch, wenn die Augenhöhe ge-

wahrt bleibt. Augenhöhe heißt auch, dass man als Geber nein sagen kann. Auf meinem Schreibtisch liegt ein großer Stapel Post von Organisationen, denen wir mit kleinen Beträgen helfen. Wir werden das am nächsten Wochenende sichten. Wir spenden einen Großteil kurz vor Jahresende, wie das viele Selbstständige tun. Für Monica ist Geld nur eine Soforthilfe. Wichtiger sind die Adressen, die sie mit eigener Initiative ansteuern muss. Der Geldbetrag muss ausreichend groß sein, dass sie Vertrauen in die Zukunft bekommt, aber er darf nicht zu hoch sein, so dass er ihre Eigeninitiative lähmt. Ich sage ihr, dass ich bereit wäre 100 Euro zu geben, aber nicht mehr. Zwischendurch kommt eine E-Mail von der Quäkergemeinde in Frankfurt. Ausgerechnet am letzten Sonntag waren alle zu einer gemeinsamen Andacht mit einer befreundeten Gemeinde nach Gießen gefahren. Ich schreibe zurück, dass ich mich beim nächsten Mal vorher anmelden werde.

Dann ruft Pastoralassistent F. an. Er hat selbst keine Kontakte nach Neapel, kennt aber einen Priester, der von dort kommt. Der wird sich dann bei mir melden. Er klingt sympathisch, aber die Zeit ist knapp. Ich muss die Dinge jetzt selbst in die Hand nehmen. Ideen zu haben und diese dann in ein System bringen ist meine Art, eine schwierige Nuss zu knacken. Bei den Ideen stehe ich manchmal auf dem Schlauch. Leider kann ich mich nicht auf eine Wiese setzen wie Pu der Bär aus Milnes Kinderbuch und warten, bis eine Idee angefliegen kommt. Ich muss loslegen, auch auf die Gefahr hin, in die falsche Richtung zu laufen. In so einer Lage sind das Internet, Suchmaschinen und Online-Wörterbücher ein echter Segen. Was heißt Sozialdienst, was heißt Alphabetisierung auf Italienisch? Ich merke, wie eingerostet meine Italienisch-Kenntnisse sind. Aber nach und nach kommen die ersten Einträge der Adressliste zustande, die ich Monica versprochen habe. Ob man im Vertrieb Neukunden mit Potential sucht oder geeignete Anlaufstellen für eine junge Frau, die Hilfe braucht, die Vorgehensweise ist gleich.

In der Mittagszeit gehe ich zur Arheilger Bücherstube, der Buchhandlung in unserem Ortsteil, um ein Buch abzuholen, das ich dort bestellt habe. Ich gehe an einem großen schweren

Mann mit einer Baseballkappe vorbei, der auf dem Bürgersteig stehen geblieben ist, die Hände auf den Lenker seines Fahrrads gestützt. Es scheint mehr ein Rollator für ihn zu sein. Als ich zurückkomme, steht er noch an derselben Stelle und bewegt sich nicht. Er sieht alt und fertig aus. Nach den Vorstellungen einiger smarter Wirtschaftswissenschaftler sollten Menschen wie er noch mindestens 10 Jahre weiterarbeiten. Diese Professoren sind klug. Sie wissen, dass sie und andere höhere Beamte sieben und mehr Jahre länger leben als der Durchschnitt der Bevölkerung und dies bei üppiger Pension und hohen Zuschüssen zu ihren Gesundheitskosten. Das lässt sich prima finanzieren, indem man der großen Masse die Renten kürzt oder sie durch ein hohes Renteneintrittsalter gleich ganz um die Rente prellt. „Kann ich ihnen helfen?“ frage ich. „Geht schon, geht schon“ antwortet er. Er scheint zu zittern, kaum wahrnehmbar. „Wie lange haben sie das schon?“ – „Seit drei oder vier Wochen. Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist.“ Seine Zähne sind schief und braun. Ich habe das Gefühl: Dieser Mann will seinen Weg allein schaffen. Ein Hilfsangebot setzt ihn vielleicht unter Druck, zwingt ihn dazu, weiterzugehen, obwohl er nur Zeit zum Verschnaufen braucht. Fast an der gleichen Stelle habe ich vor ein paar Jahren für einen alten Mann, der nicht mehr weiterkonnte, den Notarzt gerufen. Ich bin mir etwas unsicher, aber das scheint jetzt nicht notwendig zu sein. „Wo wollen Sie denn hin?“ frage ich. „Ei, zur Lottoannahmestelle.“ Ich schaue auf die große Tüte auf seinem Gepäckträger. Sie ist voll mit 1,5 Liter Plastik-Pfandflaschen. Er wird die Flaschen abgeben und sich von dem Erlös einen Lottoschein kaufen. In dieser schönen neuen Welt hat jeder sein Geschäftsmodell. „Ave, lorbeerbekränzter Sieger! Heil dir, totaler Kapitalismus! Die Todgeweihten grüßen dich!“

Mein Arbeitstag ist heute sehr kurz. Unser Enkel Joel feiert heute seinen sechsten Geburtstag. Gemeinsam werden wir in der Frankfurter Alten Oper die Premiere des Nussknackers sehen, das musikalische Märchen nach E.T.A. Hoffmanns Erzählung mit Musik von Peter Tschaikowsky. Monica werden wir nicht treffen, da meine Adressliste noch nicht fertig ist. Wir fahren mit dem Zug. Die An/und Abreise innerhalb des

RMV-Verbunds ist im Preis für die Theaterkarte von 19,50 € enthalten. Man kann kostenlos bis zu fünf Stunden vor Vorstellungsbeginn anreisen und bis Betriebsschluss zurückfahren. Für das Bildungsbürgertum, die Hauptzielgruppe dieser Veranstaltungen, ist das angenehm. Für Kleinverdiener, die vielleicht andere, nicht in dieser Weise gesponserte Veranstaltungen besuchen oder mit ihren Kindern ins Senckenberg-Museum gehen möchten, ist eine Fahrt mit dem RMV außerhalb der Möglichkeiten. Studenten können ebenso wie Bedienstete des Landes Hessen in ganz Hessen kostenlos den öffentlichen Nahverkehr benutzen, Auszubildende in Firmen müssen einen reduzierten, aber dennoch happigen Fahrpreis bezahlen. Das ist kalte Apartheid, die heimlich still und leise die Spaltung der Gesellschaft befördert.

Um halb fünf stehen wir vor der hell erleuchteten Alten Oper. „Dem Wahren Schoenen Guten“ steht groß über den Säulen dieses Kulturtempels. Der Mozart-Saal ist fast voll, die Kinder sind unruhig und gespannt auf das, was sie erwartet. Drei Plätze weiter sitzt eine Frau ohne Anhang aber mit einem Notizblock auf dem Schoß, vermutlich die Theaterkritikerin. Auf der Bühne steht jetzt Onkel Drosselmeyer mit silbrigen Haaren und beginnt, den Rahmen der einzelnen, lose miteinander verbundenen Märchen zu erzählen: Es ist Weihnachten, die Kinder Marie und Fritz bekommen Geschenke, sie freuen sich mit hellen Stimmen, springen etwas altmodisch und affektiert durch die Gegend, der Weihnachtsbaum ist geschmückt. Dann tauchen wir ein in das Märchen von der harten Nuss, von der Prinzessin Pirlipat, ihrem Vater, dem König, der so gerne Würste ist, sich aber ansonsten den Staatsgeschäften widmen muss, während seine ständig mit dem Hintern wackelnde Gemahlin das Essen und vor allem den Speck für die Würste zubereiten muss. Dann klaut die Maus den Speck, verwandelt irgendwann das Gesicht der schönen Prinzessin Pirlipat in eine hässliche Fratze, nach einigen Irrungen und Wirrungen wird Marie ins Spielzeugland mit Zuckerfee und Konfektburg eingeladen und am Ende wird alles gut. Ich schaue mir den bunten Reigen an, sehe wie die Kinder im Publikum die Köpfe recken. Alle fühlen sich gut, die Kostüme sind prächtig, die Zuckerfee tanzt sehr hübsch und anmu-

tig, die Musik ist gefällig und der Rest ist nicht so wichtig. Danach gehen wir alle zusammen ins Nudelding, ein kleines chinesisches Restaurant im Westend, wo es sehr leckere Nudelgerichte zu relativ günstigen Preisen gibt. Unsere jüngste Enkelin schläft dabei friedlich im Kinderwagen. Zufrieden und glücklich über diesen schönen Nachmittag mit Sohn, Schwiegertochter und Enkeln fahren wir nach Hause.

Mittwoch, 18.12. Ich rufe Monica an. Wir vereinbaren, uns um fünf Uhr am Holbeinsteg zu treffen, dort wo ich sie am Sonntag kennen gelernt habe. Ich mache eine doppelseitig bedruckte DIN A4 Seite mit mehreren Tabellen fertig, die Adressen, Telefonnummern, Email-Kontakte und Webseiten enthalten: *Servicio Sociale*, Arbeitsamt, Caritas, Gewerkschaft. Das *Croce Rossa Italiana*, das italienische rote Kreuz bietet in Neapel Alphabetisierungskurse für Ausländer an. Es gibt das *Ospedale Evangelico Betania*, das Arme kostenlos behandelt. Insgesamt sind acht Organisationen mit rund 50 Telefonnummern zusammengekommen. Für die wichtigsten Anlaufstellen habe ich ein Begleitschreiben in Deutsch und Englisch aufgesetzt. Ich möchte, dass Monica mit diesen Begleitschreiben in die jeweiligen Behörden geht. Was jetzt noch fehlt ist ein persönlicher Kontakt. Eine kleine Kirchengemeinde wäre ideal. Aber das ist nicht einfach. Die katholische Kirche in Süditalien ist mir suspekt und die Kontaktperson von Georg F., der aus Neapel stammende Priester hat sich nicht gemeldet. Die Jesuiten, die wir seit Jahrzehnten unterstützen und die in Lateinamerika, Afrika und Asien großartige Arbeit machen, sind hier nur steife Herren im Habit, fast wie Wilhelm Buschs Figur des Pater Filucius, der mit List und Tücke aber am Ende erfolglos hinter dem Vermögen betuchter Tanten her ist: „Ach man will auch hier schon wieder, nicht so wie die Geistlichkeit“. Schließlich entdeckte ich die kleine evangelische Gemeinde Nea:Polis. Ihr Pastor ist Mark O. Er kommt aus England. Ob der Focus seiner Arbeit mehr auf dem Jenseits oder auf dem Diesseits liegt, kann ich schlecht abschätzen. Ich habe jetzt auch keine Zeit mehr. Ich nehme ihn und seine Gemeinde als direkten Ansprechpartner auf. Jetzt habe ich alles zusammen: Filomena hat einen Christstollen aus Marzipan gekauft. Die Adressliste habe ich zum Schutz gegen Feuchtig-

keit in eine Klarsichthülle gepackt, die sechs Anschreiben in Fensterbriefumschläge gesteckt. Und dann ist da noch ein Umschlag mit einer sehr schönen Karte mit einem Engel darauf, ein paar ungelungenen Weihnachtsgrüßen auf italienisch und drei Fünfzig-Euro Scheine.

Es ist 16:20. Wenn ich, anstatt in Arheilgen einzusteigen, mit dem Fahrrad die knapp sechs Kilometer bis Erzhausen fahre, zahle ich nur 4,95 € statt 8,60 € für die einfache Fahrt. Das ist ein guter Deal, aber ich bin spät dran und ich finde meinen Schlüssel nicht. Um 16:25 kann ich endlich mein Fahrrad losketten. Die S-Bahn fährt in Erzhausen um 16:44 ab. Ich muss mich wieder mal beeilen. Nach scharfer Fahrt komme ich um 16:42 am S-Bahnhof an und habe gerade noch Zeit eine Tageskarte für 9,65 € zu lösen. Exakt um 16:44 fährt die S-Bahn ein, ich schiebe mein Rad in den Waggon und setze mich auf einen Klappsitz gegenüber den Stellplätzen für die Fahrräder. Ich hatte noch ein Buch als Lektüre eingepackt, aber zum Lesen fehlt mir die Kraft.

In Dreieich-Buchsschlag steigt ein älterer Mann mit Rollator und einer beige Strickmütze zu und setzt sich rechts neben mich auf den Klappsitz. Ich sehe auf seine linke Hand, die am Daumengelenk stark geschwollen ist. Die Hand umklammert eine zerdellte Cola-Dose, die andere Hand stützt sich auf den Griff des Rollators. Der Mann riecht nach Bier und Alkohol. Zusammengekauert sitzt er da, der Kopf ist vor die Brust gesunken. Er hat eine schwarze Jacke an, die vollständig mit Emblemen von Eintracht Frankfurt bedeckt ist. Ein älteres Pärchen in etwas rockigem Outfit blickt von den Sitzplätzen schräg gegenüber zu uns hin. An den etwas verstohlenen, aber deutlichen Blicken, den Kopfbewegungen und dem etwas abfälligen Gesichtsausdruck sieht man, dass sie sich über den Mann neben mir unterhalten. Ich schaue auf den Ärmel seiner Jacke direkt neben meiner eigenen. Auf einem Aufnäher sehe ich in der Mitte den weißen Adler, das Emblem von Eintracht Frankfurt. Links und rechts davon steht: „*You never walk alone.*“ Der Mann hebt den Kopf mit dem bleichen, faltigen Gesicht und den tiefen Furchen links und rechts des Mundes. Seine wässrig blauen Augen starren ins Nichts.

17:02. Die S-Bahn kommt in Frankfurt-Süd an. Ich nehme mein Fahrrad und steige aus. Um 17:10 bin ich am vereinbarten Treffpunkt. Es ist mittlerweile ganz dunkel geworden. Monica wartet schon. „*Ich habe seit heute morgen nichts gegessen!*“ sagt sie. Wir gehen zu einer Laterne am Ende der Brücke, wo es etwas heller ist. Ich ziehe aus meinem Rucksack eine kleine Stofftasche hervor und zeige ihr meine Mitbringsel. „*Oh, grazie a dio, che uomo bravo*“, sagt sie. Ich erkläre ihr die Bedeutung der verschiedenen Umschläge und sage ihr, dass sie zuerst mit dem Pastor der evangelischen Gemeinde sprechen soll. Den Umschlag habe ich mit einer eins markiert. Ich weiß nicht, ob er ihr helfen wird, aber er ist der einzige persönliche Kontakt auf meiner Liste. Ich frage sie, wann sie nach Hause fährt. Sie sagt, sie wird mit ihrer Mutter sprechen und fragen wann sie kommen kann. Das kann knapp werden, denke ich mir. Hat sie mir die Wahrheit gesagt? Genau weiß ich es nicht. Auf jeden Fall hat Monica das Gefühl, dass es da einen Menschen gibt, der ihr ehrlich helfen will. Und das war die Sache wert. Monica macht jetzt auch Feierabend. Wir wünschen uns gegenseitig „*buon natale*“ und verabschieden uns. Ich muss noch zur Volkshochschule Frankfurt in die Sonnemannstraße, um dort einen Brief abzugeben. Auf dem Rückweg mache ich Station beim Weihnachtsmarkt rund um den Frankfurter Römer. Ich entdecke eine hübsche bunt bemalte Leuchte für 9,50 €. Die will ich mitnehmen. „*Einmal München*“ ruft der Händler einem Kollegen zu, der die Leuchte einpackt. Jetzt erkenne ich das Motiv der Münchener Frauenkirche. Ich hole mir einen Glühwein, beobachte die dichte Menschenmenge vor den Fachwerkhäusern und den hell erleuchteten Ständen. Ich sehe ein Schild: Feuerzangenbowle. Ich denke an den Film und an den Spruch von Pauker Bömmel: „Da stelle mer uns mal ganz dumm“. Der Film wurde 1943/44 gedreht. Von der alten Nikolaikirche schlägt es sechs. Als der letzte Schlag verklungen ist, stimmt eine Gruppe von Bläsern vom Dach der Kirche „Oh du Fröhliche“ an. Deutsche Weihnachten. Deutsche Gemütlichkeit. Gab es auch Weihnachtsmärkte, gab es auch diese Gemütlichkeit, als in Auschwitz Juden vergast und jüdische Babys von SS-Leuten an Eingangstüren zerschmettert wurden? Oh du fröhliche,

gnadenbringende Weihnachtszeit. Ich gebe meine leere Glühweintasse ab, bekomme mein Pfand zurück und mache mich auf den Weg zum Bahnhof.

Im dichten Feierabendverkehr fahre ich über die Untermainbrücke. Der Radweg ist komfortabel breit für einen Radfahrer aber zu eng für zwei. „Vorsicht“ höre ich leise, aber deutlich von hinten durch den Verkehrslärm hindurch. Ein behelmter Radfahrer im teuren Kurzmantel schiebt sich dicht an mir vorbei, schaut kurz nach links und rechts, der Querverkehr ist noch nicht losgefahren, zieht zügig bei Rot über die Ampel und entschwindet meinem Blick. Er weiß, dass er schneller vorwärtskommt, wenn er die Regeln missachtet. Gemächlich fahre ich die Straße entlang. Die Schaufenster sind hell erleuchtet, die vorweihnachtliche Geschäftemacherei hat die Stadt voll im Griff.

18:20. Ich stehe auf dem Bahnsteig von Frankfurt Süd. Die S-Bahn nach Darmstadt kommt in knapp zehn Minuten. Mein Blick geht vom Bahngelände weg auf ein älteres Gebäude, etwa 50 Meter entfernt. Ich schaue in ein hell erleuchtetes Fenster. Ich sehe, wie zwei Schlipse und eine Frau mit rotem Pullover, schwarzem Schal und hochgestecktem Haar sich fertig machen zum Gehen. Es dauert einige Minuten, sie bewegen sich hin und her, wahrscheinlich verstauen sie ihre Laptops in ihren Taschen. Vor dem Gebäude fährt eine Straßenbahn vorbei. Die Schlipse und die Frau ziehen ihre Mäntel an und gehen hinaus. Das Licht verlöscht, das Zimmer ist dunkel. Es ist 18:26.

18:28. Die S-Bahn nach Darmstadt fährt ein. Das Fahrradabteil ganz vorn ist leer. Ich steige ein und setze mich auf einen Klappsitz. Die Sitze neben mir sind frei, der Zug ist nicht besonders voll. Ich hänge meinen Gedanken nach. Ich denke an den Film „Der Leopard“ von Luchino Visconti. Bei meinem letzten Kindergeburtstag mit 13 oder 14 Jahren ist meine Mutter mit mir und fünf meiner Freunde nach Koblenz gefahren. Im Lichtspielhaus „Odeon“ haben wir diesen Film gesehen, ein großes Epos über das Ende der Feudalherrschaft in Sizilien. Visconti hat über seinen Film gesagt: „Der ganze Film wird von der Atmosphäre des Todes überlagert. Vom Tod einer Klasse, eines Individuums, einer Welt, einer be-

stimmten Mentalität, bestimmter Privilegien.“ Am Ende sieht man, wie die Hauptperson, Fürst Salina, dargestellt von Burt Lancaster, resigniert und vor der neuen Zeit kapituliert. Ich denke an meinen Vater. Auf einer Seite hatte er unter der Überschrift „Für mich passende Zitate“ vier Sprüche als Auswahl für seine Todesanzeige geschrieben. Einer davon stammt aus dem Stück „Long Day's Journey into Night“ des amerikanischen Dramatikers Eugene O'Neill: „I will always be a stranger, [...] who must always be [a little] in love with death“. Ich erinnere mich daran, wie ich meinem Vater vor 10 Jahren freudestrahlend davon berichtet habe, wie aus dem Bürgerbegehren gegen die Nordostumgehung in Darmstadt, das ich mit initiiert hatte, ein Bürgerentscheid geworden ist, den unsere Bürgerinitiative mit deutlicher Mehrheit gewonnen hatte. Voller Stolz war ich über unseren Triumph über eine in unseren Augen rückwärtsgewandte Verkehrspolitik. Mein Vater hat mich traurig lächelnd angesehen und gesagt: „Ach weißt du Stefan, über kurz oder lang wird der Mensch durch seine Unvernunft die Erde unbewohnbar machen.“

Ich fühle mich müde und erschöpft. Wer bin ich? Meine Hilfe ist bescheiden. Ich bin nur der Sensor, der aufgrund von Anlagen, Ausbildung und Arbeitsleben in der Lage ist, Bilder und Stimmungen aufzunehmen. Ich bin ein Resonator, der durch sein Umfeld zum Schwingen gebracht wird und diese Signale mit einer Art Brückenschaltung verstärken und der Öffentlichkeit zu Gehör bringen kann. Ob die Menschen diese Warnsignale hören oder nicht, ob sie es anrührt, ob es sie zum Nachdenken oder zur Umkehr bringt, liegt nicht in meiner Macht. In acht Tagen wird Weihnachten vorbei sein. Die Bahn fährt weiter durch die Nacht.

In Erzhausen endet meine Fahrkarte. Ich steige aus und fahre die letzten Kilometer bis Arheilgen mit dem Rad. Den Radschnellweg hat man mit neuen, stromsparenden LED-Straßenlaternen ausgestattet. Wie eine Lichterkette zieht sich ihr schwach leuchtendes Band nach vorne, so weit das Auge reicht. Wenn man sich mit dem Fahrrad einer Laterne nähert, lebt sie auf, wird hell und fällt dann wieder in den Dämmerzustand, wenn man vorbeigefahren ist. Das vorhersehbare Wechselspiel



erweckt Vertrauen. Es ist nur ein Teilstück fertig gestellt. Der Rest der Strecke ist düster. 19:05. Ich fahre am Arheilger Bahnhof vorbei. In vier Minuten wird die S-Bahn, die ich vorhin verlassen habe, wieder auf dem Weg zurück sein nach Frankfurt und Bad Soden, dort wieder nach Darmstadt umkehren und so fort, bis um ein Uhr in der Frühe. Ich biege in unsere Straße ein und stelle mein Fahrrad vor unserem Haus ab. In der Adventszeit stellt Filomena abends eine Laterne mit einer großen, weißen Kerze rechts neben unsere Tür. Das kleine Licht im Wachs der großen Kerze flackert warm. Morgen ist ein neuer Tag. Wir werden wieder schwach, mutlos sein und uns dennoch Mühe geben, jeder auf seine Art. Wir sind keine Übermenschen. Gott sei Dank. 🌿

Zum Autor
Dr.-Ing. Stefan Nold



Jg. 59. Studium der Elektrotechnik und Promotion an der TH Darmstadt. Nach Berufsabschluss einige Jahre in der Elektronik-Entwicklung bei KSB Pumpen in Frankenthal. Seit 1991 Inhaber eines Ingenieurbüros (SOFT CONTROL GmbH in Darmstadt) mit den Schwerpunkten optische Inspektionssysteme und intelligente Kameras für die Landtechnik. Aktivist und Mitbegründer verschiedener erfolgreicher lokaler Bürgerinitiativen (u. a. BI ONO Darmstadt gegen die Nordostumgehung).